

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 45

Artikel: Zwei kleine Skizzen
Autor: Thurow, H
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648174>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ist Martin der heimliche Fruchtbarkeits- und Segenspender, der Schutzgeist für die Sennen, Vieh- und Hirtenpatron, Wettermacher und Allwissender. Als christlicher Glaubenskämpfer ist St. Martin der Schutzheilige vieler Kirchen und Kapellen usw. Martini ist der Schlüsselstein des germanischen Wirtschaftsjahres. Nach dem Julianischen Kalender leitet Martini den Winter ein. Als altgermanischer Neujahrstag macht Martini dem 1. Januar als Jahresanfang den Rang streitig. Martinsbräuche trugen den Charakter altheidnischer Weltanschauung. Unter Schmaus und Gelage brachte man den Fruchtbarkeitsgeistern versöhnende Opfergaben dar. Die Besiegung des Sommers fand im Kultfeuer sinnbildlichen Ausdruck. Die Martini-Schmausgelage kommen heute noch verschiedentlich vor. So wird in vielen Gegenden Deutschlands die fetteste Gans geschlachtet und von der Herrschaft und dem Gesinde verzehrt. Während sie früher teilweises Entgelt des Bauern war mit der Bezeichnung Zinsgans, hat sie heute den Charakter einer Festgans. Eine Reihe weiterer Martini-Festbräuche feierte lange Zeit noch Deutschland. So wurden in alpinen Gegenden von den Kindern Lichtfeste gefeiert. Am Vorabend vor Martini zogen Buben und Mädchen mit Laternen, Lichtern, Lampions umher, wobei gleichzeitig alte Zeremonien vorgeführt wurden. Zu denen zählen auch die Martini-Lieder. Von den erwachsenen Zuschauern erhielten dann die Kinder Geld, Süßigkeiten, Nüsse, sowie als Martini-Festgebäck Teilstücke von Wecken.

Bekannt waren auch der Martinitrunk, bestehend in der Probe des neuen Weines. Bis vor wenigen Jahren feierte man diesen Brauch selbst noch in der Ostschweiz, in Süddeutschland soll er heute noch üblich sein. Zauber- und Segenskraft soll dem Martinitrunk inne wohnen. So soll der Martiniwein das starke Geschlecht noch stärker und das schöne Geschlecht noch schöner machen, es soll den Trinkenden Gesundheit, Schönheit und Kraft verleihen. Zur Geniehung des Martiniweins trafen sich Burschen und Mädchen in der bekanntesten Dorfschenke beisammen, an welche Gepflogenheiten sich Wünsche und Hoffnungen knüpften. Martinifeuer waren namentlich üblich in den Rheinlanden. Zu dem Martinitrunk waren auch verschiedenorts noch andere Zutaten üblich, so die Martinstrapsen, St. Martinstuchen, Brezeln, in der Schweiz das Martinsbrot. Pferden verabreichte man den „Martinshafer“, bestehend in einer extra großen Ration. Hierorts ließ man an Martini die Pferde vom Pfarrer segnen.

In Breitenburg existierte der „Breitenburger Zehrpennig“. Hierüber erzählt die Geschichte, daß seinerzeit einmal der Graf von Breitenburg sich auf der Jagd verirrt und im Moore elend versunken wäre, wenn nicht ein herbei geeilter Bauer ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Dieser Bauer erhielt dann von seinem Herrn ein großes Stück Land, für das er jeden Martinitag einen einzigen Pfennig als Zins bringen mußte. Dabei wurde er im Schlosse jedesmal festlich empfangen und an der gräflichen Tafel mit einer Martinsgans bewirtet.

Eine nicht geringe Bedeutung maß der Bauer dem Martini als Posttag bei. Er galt als Posttag für die Witterung des folgenden Jahres. So kennen wir als Wetterregel:

Bringt Martini Sonnenschein,
Tritt ein kalter Winter ein.

oder

Wolken am Martinitag,
Der Winter unbeständig werden mag.

Von einem Martini-Sommerli spricht man heute noch, wenn der Spätherbst noch als Abglanz des Sommers milde, licht- und glanzvolle Tage schenkt. Martini ist heute noch die Zeit der Messen und Märkte, so insbesondere in der Ostschweiz. Früher hatte Martini eine noch größere Bedeutung erlangt. War Martini doch der Abschluß des Pachtjahres, war er ein wichtiger Termin- und Zinstag, genau wie Lichtmeß und Sakobi. Heute spricht man noch davon,

ältere Väter und Mütter erinnern sich noch, wie einst ihre Väter an Martini den Weg zum Zinsherrn unter die Füße nahmen. Das moderne Bankwesen hat auch diesem Brauch Abbruch getan, alles findet seine Erledigung am Bankhalter. Martinitag war auch der Tag des Dienstbotenwechsels im häuerlichen Leben. Brotherr und Dienst wurden gewechselt, neue Arbeitskräfte wurden gedingt. Für den Bauer ist nun die Zeit gekommen, wo seine Arbeiten weniger mehr drängen. Das Vieh kommt wieder in den Genuß der Stallpflege, denn es heißt: „Martini — stell ini“.

Auch für die Liebenden hatte der Martinstag als Liebesorakel-Tag große Wertschätzung. So sollen in vielen Gegenden Deutschlands die Burschen und Mädchen am Martinsabend hinaus in den Garten und jedes der Liebenden in der Dunkelheit ein Obstbaumreis brechen, das dann in der warmen Stube ins Wasser gesetzt wird. Gelangt das Reis zum Blühen, so soll es ein Zeichen sein, daß die Wünsche in Erfüllung gehen, verdorrt es aber, dann ist das gleiche Exempel am nächsten Martinstag nochmals zu wiederholen, da das Nichtblühen kein „Gegesegetes Jahr“ bedeute.

So hat uns die Historika diese und viele andere Sitten und Bräuche von Martini überliefert, dem Kulturwandel sind sie meistentheils, wenn auch nicht überall, erlegen.

M.

Zwei kleine Skizzen.

Von H. Tharow.

Sein Garten.

Der beharrte Philosoph war ein großer Gartenliebhaber und sprach im Kolleg nicht selten von der Freude, die ihm das Graben und Hacken bereite, ja von den Inspirationen, die ihm dabei zuflößen.

Einige Studenten überraschten ihn eines Tages mit ihrem Besuch, um diesen gerühmten Garten in Augenschein zu nehmen. Sie erstaunten, als sie den Alten in einem ganz kleinen, von einer Hecke eingezäunten Gärtchen beschäftigt sahen, der nach keiner Seite hin einen freien Ausblick gewährte.

„Ja, ja“, sagte der Graukopf, ihre Verwunderung richtig deutend, „klein ist er ja, dieser Garten.“

„Aber schaut nur“, fügte er hinzu, indem er sich plötzlich aufrichtend den Blick zum blauen Himmelsgewölbe schweifen ließ, „schaut nur, wie hoch daß er ist!“

Der Henker.

Ein Henker kam an die Himmelstür und begehrte Einlaß. Petrus sagte: „So rasch geht das nicht, Herr Kandidat. Seht Ihr dort die Reihe der von Euch Hingemordeten? Erst müssen wir wissen, ob Euch jene vergeben.“

In der halbhoffenen Himmelstür sah der Henker die Schar seiner einstigen Opfer in schönem Halbkreis vor dem Thron Gottes sitzen.

Sie lächelten ihm zu, winkten ihn heran, gewährten ihm Verzeihung. Bis auf einen, den Jüngsten unter ihnen, der schmerzlich das Haupt schüttelte.

„Ich kann nicht“, sagte dieser, „ich muß dir ewig grollen. Denn als du mir den tödlichen Streich gabst, da lebte meine Mutter noch — sie hatte um mein Leben gefleht, ihr hast du das Herz zerrissen!“

Eine bange Stille folgte diesen Worten. Schon hob Petrus die Hand, um dem Henker die Tür zu weisen, als dieser fast tonlos fragte:

„Du hattest eine Mutter? Ich habe die meine nie gekannt...“

Da richteten sich alle Augen auf den Jüngling, der langsam, wie aus einem schweren Traum erwachend, nun auch die Geste des Verzeihens machte. Petrus öffnete, und der Henker durfte eintreten.